

Geschätzte Anwesende

Jahr für Jahr treffen wir uns und begehen gemeinsam den Tag der Arbeit. Wir feiern die Errungenschaften unserer Bewegung, halten inne und nehmen den Elan und die Energie mit, um weiterzumachen.

Jahr für Jahr stelle ich mir die Frage, mit was wir denn weitermachen sollen. Wir gestalten weiter an einer Gesellschaft, die niemanden zurücklässt. Eine Gesellschaft, in der alle Menschen ein gutes Leben führen. Aber ist es denn so einfach? Forderungen formulieren und mit Verhandlungen, Initiativen und politischen Vorstössen an deren Umsetzung zu arbeiten?

Nein, geschätzte Anwesende. Auch wenn sein Motto «Prämien runter, Löhne rauf» zwar klare inhaltliche Forderungen stellt, ist der 1. Mai doch vielmehr ein Tag an dem eine bessere, eine schönere Welt ein wenig näher und realistischer erscheint. Gerade in solch turbulenten Zeiten, geprägt von Krisen und Konflikten ist dieser Tag so dringend nötig. Ein Tag, an dem wir mal lauter, mal deutlicher von unserer Vorstellung des guten Lebens zu erzählen.

Warum aber ist das Erzählen einer solchen, schon fast utopischen Vorstellung denn so bedeutsam? Für mich, liebe Zuhörer:innen, liegt der Grund dafür in der Tatsache, dass es nicht bloss um die grossen Gesellschaftsfragen oder die Lösung weltpolitischer Auseinandersetzungen geht, sondern um die alltäglichen Realitäten der Menschen. Also nicht bloss Klimakatastrophe, Inflation und Krieg in der Ukraine oder Palästina. Sondern die Zunahme an Erschöpfungserscheinungen, Angstzuständen, krankmachendem Stress, Burnouts und Traumata. All diese Krisen und Symptome liegen nahe beisammen, sind eng verknüpft und vereint durch ihre Wirkung auf jede:n von uns: Unsicherheit, Zukunftsangst und Ohnmacht.

Da ist diese mir nahestehende Familie mit ihren drei Kindern, die trotz mittelständischem Einkommen von der Belastung durch Versicherungsprämien und Mieten erdrückt wird. Jede grössere Anschaffung oder Arztrechnung bereitet grosse Sorgen.

Da sind meine ehemaligen Studienfreund:innen, die in den Strassen von Buenos Aires gegen den neuen Präsidenten demonstrieren. Eine von ihnen musste einen ihrer beiden Jobs aufgeben, weil die psychische Belastung zu hoch wurde. Nun will die neue «Kettensägen-Politik» ihr die finanzielle Überbrückung ersatzlos streichen. Der Staat könne nicht für die Verweichlichung der Menschen aufkommen.

Da sind die jungen Menschen auf der Strasse, die für griffigen Klimaschutz streiken und von der Wirtschaft und Politik erwarten, dass der Kollaps abgewendet wird. Auch wenn ihnen das Urteil im Falle der Klimaseniorinnen wohl etwas Auftrieb gibt. Es ist spürbar, dass sie auch nicht mehr so richtig daran glauben. Zurück bleiben junge Menschen ohne Hoffnung und Zukunftsaussichten.

Da ist auch die Mutter mit ihrem Kleinkind, die ihre geliebte Heimat und die Familie verlassen musste. Die Flucht hat Narben und Wunden hinterlassen. Die meisten unsichtbar. Seit Monaten hat sich nicht mehr richtig geschlafen, kommt kaum mehr zur Ruhe. Nach diesem beschwerlichen Weg sitzt sie nun da in dieser Aargauer Kleinstadt, einquartiert in einer unterirdischen Operationsstelle und hat keinerlei Aussicht darauf, was morgen mit ihr und dem Kind passiert.

Wie bleiben wir bei all der Existenzangst gesund? Die Menschen sind nicht einfach verletzlicher oder weniger belastbar geworden. Nein, wir alle spüren, ob bewusst oder unbewusst, die erdrückende Wirkmacht eines Systems, dass, samt uns Menschen, an die Grenzen der Belastbarkeit gelangt ist. Unsere Idee einer gerechten und solidarischen Gesellschaft liefert dafür die richtige Lösung und unsere Politik ist der Weg dazu. In dieser Vorstellung braucht es keinen sozialen Ausgleich mehr, weil es allen gut geht, weil die Wirtschaft den Menschen dient und nicht umgekehrt. Es braucht keinen Klimaschutz, weil unsere Lebensweise die Existenzgrundlagen unseres Planeten nicht zerstört. Niemand muss Familie oder Freund:innen zurücklassen und die Heimat verlassen, weil überall Freiheit herrscht und alle ein gutes Leben in Frieden führen.

Doch der Weg dahin ist beschwerlich, das ist klar. Seit rund einem Jahr bin ich nun Teil der institutionellen Politik. Als einer von 140 Aargauer Grossrät:innen ein winziges Zahnrad im demokratischen System. Ich kann euch sagen, es vergeht kaum ein Sitzungstag, an dem ich mir nicht die Frage stelle, warum ich das überhaupt antue. Man macht uns einen Vorwurf, dass wir etwa dafür kämpfen, dass wir im Leben weniger arbeiten müssen und der Anteil an der von uns selbstbestimmten Lebenszeit grösser wird. Als Ökonom frage ich mich, liebe Zuhörer:innen, müsste das Wachstum einer Volkswirtschaft denn nicht genau dazu führen, dass alle Menschen ein leichteres Leben haben?

Über weite Teile leidet unsere Gesellschaft offensichtlich unter dem Glauben, dass es keine Alternativen gäbe. Um reale Verbesserungen wie tiefere Prämien, höhere Löhne, aber auch bessere Renten und Arbeitsbedingungen, weniger Stress, Armut und Krankheit zu erreichen, müssen wir wieder viel mehr von «unserem grossen Befreiungswerk», wie es unsere Vorkämpferin Rosa Bloch-Bollag bereits 1918 nannte, erzählen. Damit gelingt es uns der alltäglichen Ohnmacht und dem sorgenvollen Blick in die Zukunft zu entkommen.

Lasst mich meine Rede mit dem Epilog aus einem wunderbaren Buch von Daniel de Roulet beschliessen. Der Autor beschreibt darin die Geschichte von zehn Jurassierinnen, die ihre Arbeit in der Uhrenindustrie hinter sich lassen, um gemeinsam in Südamerika ein herrschaftsloses und freies Leben zu führen. Die letzte der zehn Frauen zieht Bilanz. «Wir haben uns Momente der Freiheit erobert, für die sich das Ganze gelohnt hat. Was zählt, ist nicht, die anarchistische Utopie zu verwirklichen, sondern Anarchistin zu sein. Das ist unsere Weisheit. Die Welt der kommenden Jahrhunderte stellen wir uns nicht frei von jeglicher Macht vor oder endlich erleuchtet von universeller

Anarchie. Eher als eine von Anarchistinnen und Anarchisten bevölkerte Welt. Die Revolte gegen Ungerechtigkeit und Unterdrückung wird ihrem Leben einen Sinn geben, so wie sie unserem einen Sinn gegeben hat.»